Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 12. | Posen, den 19. März. | 1882.

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

(Fortsetzung.)

In einer Viertelstunde hatten sie den wenig ansehnlichen Gasthof erreicht und auf einer schmalen, knarrenden Holztreppe den ersten Stock erstiegen, in dessen niedriges Vorderzimmer sie jetzt von dem Wirthe hineinkomplimentirt wurden.

Vorsichtig traten sie ein. Im Halbdunkel eines Himmelbetts, dessen großblumige Vorhänge weit zurückgeschlagen waren, sahen sie den kranken Freund, der sie nicht zu bemerken schien. Sie näherten sich behutsam — da wandte Max langsam sein fieberglühendes Gesicht ihnen mit einem leisen, sogleich wieder ersterbenden Lächeln zu und öffnete die mühsam auf der Bettdecke liegende Hand, wie zum Zeichen der Begrüßung. Das Fräulein und der Freund eilten leise und schnell herzu und faßten nach der heißen Rechten des Wiedergefundenen. Max mußte sehr krank sein.

Viktor hatte seine Hand prüfend auf seine Stirn gelegt und warf dem Fräulein einen ernsten und bedeutsamen Blick zu. Dann rückte er ihr einen Stuhl an das Bett, flüsterte ihr einige Worte in das Ohr und verließ auf den Zehenspitzen wieder das Gemach. Er eilte zu einem der angesehensten Aerzte in der Stadt, der in der Nähe wohnte. Eis und Tücher wurden heraufgebracht. Das Fräulein machte sich mit Eifer daran, die Stirne des Kranken zu kühlen.

Bald hörte man im Zimmer nichts als den schwer und tief gehenden Athem des Kranken und zuweilen laute Rufe und Geschrei der Spielenden, die aus der unter dem Zimmer gelegenen Wirthsstube heraufschallten. So vergingen lange, schreckliche Stunden für die arme Pflegerin. Ihr Gewissen konnte sich trotz aller Selbstvertheidigung ihres Verstandes nicht von der Hauptschuld an dem Geschehenen freisprechen. In jedem Aufstöhnen des Fiebernden vernahm sie eine Anklage gegen sich, und vor Allem peinigte sie der Gedanke, durch ihr Dazwischentreten das seitherige Verhältniß zwischen dem Onkel und Neffen für immer gestört zu haben, das für des Jünglings äußere Zukunft von so hohem Werthe sein mußte. Doch alle diese Anklagen traten jetzt vor den Sorgen der nächsten Stunde zurück.

Endlich, gegen fünf Uhr, erschien, von Viktor geleitet, der Arzt, einer jener ruhig ernsten und klugen Diener der Heilkunst, die ohne Ueberhebung ihres Könnens und Wissens doch den Muth der Verantwortung in ihrer treuen Gewissenhaftigkeit tragen, und daher dem Leidenden auch ein wohlthätiges Zutrauen einzuflößen vermögen. Der alte Herr, dem man die Fülle ernster Erfahrung aus den vielgefurchten Zügen ablesen konnte, konstatirte ein heftiges Nervenfieber, verordnete, mit den Umschlägen fortzufahren, verschrieb eine Arznei und versprach gegen Abend wiederzukommen.

Viktor unterstützte das Fräulein in ihrer liebevollen Thätigkeit um den fast bewußtlosen Freund. Gegen Abend steigerte sich das Fieber merklich. Der Kranke begann zu phantasiren. Immer lauter und lebhafter wurden seine verworrenen Worte. Seine Vorstellungen bewegten sich offenbar um das Bild seines alten Oheims, dem er drohende Worte zuzurufen schien.

Gegen acht Uhr Abends hörte man einen rasch heranrollenden Wagen nahen und vor dem Wirthshause halten. Bald darauf knarrten die Treppenstufen unter schweren und hastigen Tritten.

Viktor öffnete die Thür und ging dem Ankommenden entgegen. Es war der Stadtrath.

Fräulein von Bugloff erkannte gleichfalls mit hochklopfendem Herzen die Stimme des Alten, dessen laute und besorgte Fragen Viktor mit gedämpften Worten draußen beantwortete.

„Wer hat das Fräulein von Bugloff gerufen?" schallte es jetzt vom Flur zu ihr herein.

Auf diese in barschem Tone gemachte Frage, die ihr das Blut tief in die Stirn trieb, vernahm sie nur eine im Flüstertone vorgebrachte Antwort. Sie war schwer athmend aufgestanden. In diesem Augenblicke trat der Stadtrath, der Viktor nach dem Wirthe geschickt hatte, finster dreinschauend, in seinem alten Reisemantel in das niedere Zimmer. Seine ängstlichen Blicke suchten den Kranken und streiften mit einem flüchtigen und verdrossenen Gruße die kleine Dame, die, scheinbar ruhig, am Kopfende des Lagers stand, und mit einem vornehmen Nicken die Begrüßung erwiederte.

Der alte Herr beugte sich, ohne ein Wort zu äußern, mit bekümmertem Gesicht über seinen geliebten Pflegesohn, den er, wie Blick und Geberde anzudeuten schien, als sein Eigenthum allen Unberufenen und Zudringlichen abzunehmen gesonnen war.

Der Kranke schlug seine Augen langsam auf und starrte den freundlich ihm zunickenden Oheim erschrocken an. Jetzt schien er ihn zu erkennen.

Er hob sich empor, streckte mit heftig abwehrender Bewegung dem Alten beide Arme entgegen und rief: „Was willst Du hier? Brudermörder! Willst Du mich auch umbringen, wie Du meinen Vater umgebracht hast?"

Der Alte fuhr erbleichend zurück und warf einen fragenden Blick voll bitteren Hasses auf die kleine Verwachsene, die bleich und verwirrt vor sich niedersah.

Bald aber hatte sich der lebensharte Mann wieder gefaßt und näherte sich auf's Neue, als wäre nichts geschehen, dem Kranken, der ja für seine Worte und Phantasien nicht verantwortlich gemacht werden konnte, indem er, wie um ihn zu beruhigen, seine heißen Wangen streichelte.

Aber dieser fuhr empor, und mit gluthheißen Augen in das Gesicht des Alten starrend, rief er ihm zu:

„Rühre mich nicht an! Du hast den Unschuldigen gemordet!" und stieß mit beiden Händen, wie von Todesangst erfaßt, den Oheim wieder von sich, worauf er, schwer aufathmend, in die Kissen zurücksank. Der Rath schüttelte nur wie erstaunt den Kopf und trat langsam vom Bett zurück.

Aber eine schwere Spannung lastete auf den Anwesenden.

Fräulein von Bugloff hatte sich erschrocken abgewendet. Der alte Rath aber hatte sich stolz in die Höhe gerichtet und wandte sich ruhig, indem er beide Arme in die Seite stemmte und die Lippen aufeinander preßte, in das Innere des Gemachs, mit einer Miene, als wäre außer ihm in diesem Niemand zugegen. Er blieb am Fenster stehen und schaute auf die dunkle Straße hinaus, während seine Finger unruhig auf der Scheibe trommelten. Das Fräulein hatte nach Hut und Mantel gegriffen, Viktor, der inzwischen wieder eingetreten war, in flüsterndem Tone einige Instruktionen gegeben und neigte sich eben über den Kranken, um einen stummen Abschied von ihm zu nehmen, der wieder theilnahmslos vor sich hinbrütete. Dieser

aber, als wenn er mit seinen plötzlich wieder klar werdenden Blicken die ganze Lage überschaute, ergriff die behandschuhte kleine Hand seiner Freundin, sah ihr mit einem langen, bittenden Blick in die thränenumflorten Augen und brachte die Worte hervor:

„Der Onkel will Sie fortschicken, ich weiß es; aber verlassen Sie mich nicht, helfen Sie mir; ich habe mit ihm nichts mehr zu schaffen."

Der Alte hatte mit halbhingewandtem und gleichgültig erscheinendem Gesicht zugehört; aber seinem scharfen Ohr war trotzdem nichts von den Worten seines Neffen entgangen.

Fräulein von Bugloff aber erhob sich, flüsterte Viktor einige Worte in's Ohr und suchte dem Kranken mit freundlichem Zureden ihre Hand zu entwinden.

„Ich komme wieder; lassen Sie mich", sprach sie und rückte ihm die Kissen zurecht.

Er sank erschöpft zurück und schloß die Augen.

Der Stadtrath war einige Schritte auf die Seite getreten, und man sah ihm an, daß er nur mit äußerster Gewalt einen Ausbruch seines Zornes zurückhielt. Er versuchte die nach dem Nebenzimmer führende Thür aufzustoßen. Nach einigen Bemühungen gelang ihm dies. Er trat in das Nebengemach. In eben diesem Augenblicke erhob sich das Fräulein und verabschiedete sich leise von Viktor:

„Leben Sie wohl! Sie fühlen, daß ich nicht bleiben kann. Alle meine Gedanken werden bei Ihnen sein; lassen Sie mir bald eine Kunde zugehen."

Fräulein von Bugloff drückte auch Viktor die Hand, der sie bis an die Stufen der Treppe geleitete und dann zum Lager seines Freundes zurückkehrte.

Der Stadtrath, welcher die Entfernung der Dame bemerkt hatte, ging mit unruhigen Schritten in dem niederen Gemach, das der Schein einer flackernden Straßenlaterne unsicher erhellte, auf und ab. Er hatte immer noch nicht seinen Mantel abgelegt und rang vergeblich nach einiger Ordnung in seinen Gedanken.

Er war, alle seine Geschäfte kurz abbrechend, mit Eilpferden zurückgekehrt, um alle Sorgen für seinen, in offenbarer Gefahr schwebenden Liebling zu übernehmen, und fand sich nun von dessen Lager zurückgestoßen. Doch kannte er seinen Neffen zu gut, um nicht zu wissen, daß ihm seine Worte bitterer Ernst und keineswegs nur Ausflüsse einer fiebernden Phantasie seien. Er, der sich gewöhnt hatte, den Jüngling mit väterlicher Sorge zu umgeben, sollte nun diesen Anspruch fahren lassen müssen vor einem zürnenden Schatten, den er durch so viele Jahre zu bannen geglaubt hatte und der sich nun zwischen seinen Pflegesohn und ihn drängte. Welch seltsames Verhängniß mußte gerade die einzige Lebende, die um seinen Verrath an dem Verschollenen wußte, an den er jede Erinnerung so eifersüchtig fern hielt, mit seinem Liebling zusammenführen? Und was konnte die weltscheue kleine Dame nach zwölf Jahren noch veranlassen, die Erinnerung an jenes dunkle und schmerzvolle Ereigniß in die Seele des Jünglings zu werfen und seine Empfindungen zu einer so verzehrenden Gluth des Hasses und der Erbitterung gegen ihn anzufachen? Er konnte nicht denken, daß er hier nur das verbissene Rachegelüst der einst von ihm Verspotteten zu ertragen hätte. Es entsprach dies Alles so wenig dem Wesen der stillen und zurückgezogenen Dulderin.

Der Alte fühlte sich einem Geheimniß gegenüber, das er vergeblich mit Aufbietung all seines Scharfsinnes zu durchblicken strebte. In der Hoffnung, wenigstens einen Faden aufzufinden, der ihn durch die Irrwege seiner aufgescheuchten Vermuthungen leiten könne, öffnete er die Thür, und da der Kranke entschlummert zu sein schien, winkte er Viktor von dem Lager zu sich in die Kammer.

„Lieber, junger Freund", sprach er sanft und legte dem Eintretenden seine Hand auf die Schulter, „sagen Sie mir kurz und aufrichtig Alles, was Sie von dem inzwischen Vorgefallenen wissen."

Viktor theilte ihm nun alle die Einzelheiten des nächtlichen Abenteuers bis zu jenem Augenblicke mit, in welchem die Kommilitonen ihren Freund mit einem halb unterdrückten Aufschrei vor dem Grabhügel niedersinken sahen. Sie hatten das Gefühl gehabt, daß zwischen den Beiden ein für den Freund schmerzliches Geheimniß zu erregter Eröffnung gekommen war, und es für rücksichtsvoll gehalten, sich vorläufig an eine entferntere Stelle des Waldrandes zurückzuziehen, von der aus sie dann Max und die Dame in den Wagen steigen sahen, der rasch mit diesen der Stadt zurollte. Viktor erzählte ferner, wie er und sein Freund am anderen Tage vergeblich Max erwartet und ihn in der Wohnung des Stadtraths aufgesucht hatten; wie sie trotz aller Nachforschung auch am Morgen des darauffolgenden Tages noch ohne jede Spur von ihm geblieben wären und in ihrer Sorge beschlossen hätten, bei Fräulein von Bugloff Erkundigungen über seinen Verbleib einzuziehen. Er theilte ferner mit, wie er im Hause der Dame mit dem Wirth des „Bären" zusammengetroffen, der sie hierher an das Bett des Kranken geführt hatte.

„Und das ist Alles, was Sie wissen?"

„Ja", stotterte Viktor, „Alles, was ich weiß." Er verschwieg eine gewisse dunkle Vermuthung, die ihm und seinen Genossen als Beobachter der ergreifenden Scene am Grabe aufgestiegen war, die aber vor dem spürenden Ideengange des gespannt zuhörenden Alten nicht mit einem Schimmer auftauchte. Der Alte entließ den Jüngling mit einem erzwungenen Lächeln des Dankes.

Viktor hörte, wie der Rath im Nebenzimmer seine unruhigen Gänge fortsetzte. Vor dem Geiste des Alten ordneten sich jetzt einigermaßen die ihm bisher unverständlich gebliebenen Ereignisse. Max hatte also die Kleine provozirt. Dennoch fühlte er klar, daß ihm in der Kette seiner Schlußfolgerungen noch ein Glied von besonderer Wichtigkeit fehlen müsse. Wenn wirklich Fräulein von Bugloff aus irgend einer Veranlassung seinem Pflegesohn Mittheilungen über seine Weigerung gemacht hatte, seinem Bruder in der Stunde der Gefahr beizustehen, konnten die Eindrücke dieser Erzählung so stark sein, um Veranlassung zu diesem Zustande zu werden? Er verstand das Geschehene nur halb, aber die Sorge um den Moment ließ diese Fragen für ihn jetzt in den Hintergrund treten.

Mit Ungeduld erwartete er den Abendbesuch des Arztes. Als dieser endlich erschien, fand er in demselben einen ihm wohlbekannten Mann, dessen ärztliches Geschick und dessen Charakter auch von ihm gewürdigt wurden.

Er war mit dem Sanitätsrath leise an das Bett des Pflegesohnes getreten. Der Arzt suchte den Puls des Kranken und sein Wesen schien mehr und mehr ernste Besorgniß zu bekunden. Er konstatirte eine heftige Steigerung des Fieberzustandes. Die wirbelnden Delirien hatten allerdings von Stunde zu Stunde zugenommen. Eben irrte das fiebernde Auge des Jünglings über den neben ihm sitzenden Arzt hinweg und traf die besorgten Züge des Oheims. Max entriß mit einem leisen Aufschrei dem Arzte die Hand und flüchtete sich in seine Kissen zurück. Jener warf dem Rath einen ernst fragenden Blick zu, den dieser aber ohne Erwiderung an sich niedergleiten ließ.

Die alten Herren traten in das Nebenzimmer. Auf die eindringlichen Fragen des Oheim sah sich der Arzt genöthigt, ihm unumwunden seine sehr ernstlichen Besorgnisse auszusprechen. Die Möglichkeit eines Transportes nach dem Hause des Rathes, auf welche dieser noch im Stillen gerechnet hatte, erwies sich als völlig unstatthaft.

Wie mit einem Schlage verließ den Oheim nun seine bis dahin aufrecht erhaltene Hoffnung. Jetzt empfand er erst ganz, mit welcher zärtlichen Zuneigung er an seinem Neffen hing, durch dessen Verlust er Alles bedroht sah, was seinem Leben und seinem Alter noch Reiz und Werth verlieh, und sein Gewissen erhob immer lautere Anklage gegen sich. War es doch schließlich seine eigene That, die sich jetzt so furchtbar an ihm rächen sollte. Er sank mit einem tiefen Seufzer auf einem Sessel zusammen.

Der Arzt mußte ihm mit möglichster Schonung die Bitte an's Herz legen, seine Gegenwart dem Kranken fern zu halten, da er in den Irrgängen seiner erhitzten Phantasie zur Zeit eine Rolle zu spielen scheine, welche die gefährlichen Aufregungen nur noch vermehren könnten. Der Rath schwieg, aber sein Auge suchte in banger Angst nach einem letzten Hoffnungs-

schimmer in den Zügen des schweigsamen Mannes, der seinen Besuch für die ersten Stunden des künftigen Morgens in Aussicht stellte. Das Antlitz des Sanitätsraths aber zeigte einen unerbittlichen Ernst, welcher mit seinem sonstigen wohlwollenden Wesen in einem beängstigenden Widerspruche stand.

Wenige Minuten darauf erschien Adolf, der andere von Viktor benachrichtigte Genosse jener Nacht, um den Freund in seinem Wärteramte abzulösen.

Viktor verabschiedete sich und versprach gleichfalls, in den Morgenstunden wieder zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen die Kinder lesen?

Nachdruck verboten.

Bei der Größe des Einflusses, den die Bücher auf die heranwachsende Jugend ausüben, erscheint es wohl gerechtfertigt, der Lektüre der Kinder besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Soviel über den Gegenstand auch schon gesprochen und geschrieben ist, so ist er doch noch keineswegs endgiltig erledigt, und Eltern, Lehrer und Erzieher haben oft genug Veranlassung, die Frage zu erwägen: Was sollen die Kinder lesen?

Dabei ist zweierlei zu unterscheiden: die häusliche Lektüre und das, was in der Schule als Gegenstand des Unterrichts im Deutschen gelesen wird. Die Schullektüre ist schon lange ein gut angebautes Feld. Die Auswahl des zu Lesenden, die Stufenfolge, die Methode der Behandlung sind, wenigstens soweit es die höheren Schulen angeht, sorgfältig geordnet. Nur über die Grundsätze, nach denen dies zu geschehen hat, kann man hier und da verschiedener Meinung sein. Zuweilen wird selbst in pädagogisch gebildeten Kreisen die Klage laut, daß man den Kindern nicht kindliche Speisen verabreicht, sondern die klassische Literatur zur Kinderlektüre herabwürdigt und dadurch bei der Jugend frühzeitige Blasirtheit erzeugt. Ich glaube nicht, daß der Vorwurf begründet ist. Die Verwendung für Kinder ist keine Herabwürdigung, denn dem kindlichen Geiste soll nur das Beste und Edelste, nach Form wie Inhalt gleich Vortreffliche dargeboten werden, und was in der Schule angeeignet wird, soll von dauerndem Werth für das ganze Leben sein. Aus diesem Grunde eben finde ich es gerechtfertigt, wenn man den Kindern frühzeitig die Schätze der klassischen Literatur erschließt. Es kommt unter dem vielen Vortrefflichen, was sich uns bietet, nur auf eine weise Auswahl an. Rückert und Schwab, Simrock, Wilhelm Müller u. v. A. spenden uns eine reiche Fülle köstlicher Gaben, die für unsere Jugend vom achten bis zum zwölften Jahre mehr als ausreichend sind. Es giebt kaum einen Dichter, bei dem sich nicht wenigstens ein für dieses Alter passendes Gedicht finden ließe. Besonders Uhland's edle, kräftige und doch nach Form und Inhalt einfache Poesie eignet sich für jüngere Kinder.

Manche seiner lyrischen Gedichte, wie „Frühlingsglaube", „Schäfers Sonntagslied", „Des Knaben Berglied" und viele epische, unter denen ich hier nur an „Klein Roland", „Jung Siegfried", „Der Schenk von Limburg", „Graf Eberhardt der Rauschebart" erinnern will, gehören zu dem Vorzüglichsten, was in deutscher Sprache gedichtet ist und passen sich dennoch leicht dem Gedankenkreise der Kinder ein, wobei natürlich eine Erklärung von Seiten des Lehrers vorausgesetzt werden muß. Dagegen ist es im Allgemeinen nicht räthlich, in dieser Zeit Schiller'sche Gedichte zu behandeln. Ihr tiefer, sittlicher Ideengehalt entzieht sich der Fassungskraft jüngerer Kinder, und man fehlt vielfach darin, daß man ihnen dieselben zu früh zuführt. Es kommt dann nur zu einem oberflächlichen Erfassen, wobei die reichsten Schätze ungehoben bleiben. Vom 12. Jahre ab kann man recht wohl mit der Besprechung Schiller'scher Gedichte beginnen, und ich meine, es müßte in dieser Zeit bis etwa zum 15. Jahre der größte Theil der Schiller'schen Gedichte (d. h. der reifen und vollendeten Dichtungen der dritten Periode) von den Kindern durchdrungen und ihnen zum unverlierbaren Eigenthum gemacht werden. Göthe's Gedichte können in der Schule nicht in gleicher Vollständigkeit behandelt werden; eine Auswahl derselben wird sich zweckmäßig den Schiller'schen Gedichten anund einreihen. Bei einer Behandlung, die Form und Inhalt gleichmäßig durchdringt und wirklich in den Geist der Dichtungen einführt, lernen die Kinder die Schönheit derselben verstehend bewundern und werden dadurch am besten vor Blasirtheit geschützt. Aehnlich verhält es sich mit den epischen und dramatischen klassischen Werken, die auf der Oberstufe gelesen werden. In den zwei Schuljahren, die ungefähr dazu übrig bleiben, können freilich nicht viele größere Dichtungen in dieser Weise gründlich behandelt werden, allein es kommt auch nicht darauf an, daß 16jährige Mädchen die Schule mit einer vollständigen Kenntniß der deutschen Literatur verlassen, sondern darauf, daß sie einige Meisterdichtungen durchdrungen, daran ihren Geschmack gebildet, ihr Verständniß geschärft und sich zu selbständigem vernünftigen Lesen befähigt haben. Bei der längeren Schulzeit der Gymnasien liegt die Sache anders. Dort kann mit Sekundanern und Primanern ein großer Theil unserer klassischen Literatur gelesen und auch Vieles der eigenen Lektüre überlassen werden; Mädchen werden das Meiste davon erst nach ihrer Schulzeit kennen lernen müssen.

Anders, als mit dem Lesen in der Schule, ist es mit der häuslichen Lektüre: dort dringen die Kinder an der Hand des Lehrers in das Gelesene ein, hier sind sie sich selbst überlassen. Unsere klassischen Epen und Dramen, die größtentheils den Kindern nicht ohne Erklärung verständlich sind, taugen darum nicht zur Privatlektüre. Was sollen nun aber die Kinder lesen? — Ich möchte zuvor fragen: „Was sollen die Kinder nicht lesen?" Nicht jedes Buch können sie verstehen, nicht jedes Buch, das sie verstehen können, ist ein gutes Buch, und viele Bücher, die wir mit Recht gute nennen, taugen doch für die Kinder nicht, selbst wenn der Inhalt ihnen verständlich wäre. Zu der letzteren Gattung rechne ich namentlich diejenigen Erzählungen, die einen leidenschaftlichen Charakter haben; denn Kinder sollen vor dem Hauch der Leidenschaft behütet werden; ihr Verstand ist noch nicht reif, ihr Charakter noch nicht fest genug, demselben zu widerstehen. Eine ähnliche Gefahr bergen die Bücher, die in irgend einer Weise an dem rütteln, was den Kindern durch die Erziehung als heilig und unerschütterlich dargestellt wird, in denen feststehende soziale Einrichtungen durch ätzende Reflexion zersetzt oder religiöse Ansichten mit dem Licht des Zweifels beleuchtet werden, mögen diese Bücher im Uebrigen noch so gut und für Erwachsene noch so empfehlenswerth sein. So können z. B. Auerbach's Dorfgeschichten in den Köpfen Vierzehnjähriger mehr Unheil stiften, als man gewöhnlich annimmt, und von einem großen Theil der modernen Novellenliteratur, die in vielen Familien als eine ganz geeignete Lektüre für die reifere Jugend betrachtet wird, gilt dasselbe, ganz abgesehen von den Romanen, die für Kinder ein für allemal nicht taugen. Die Bücher sollen den Kindern allerdings einen Blick in die Welt gewähren, aber sie sollen ihnen diese Welt als eine feststehende, nicht als unsicher schwankende zeigen, denn die Kinder sind schwerlich im Stande, die Dauer im Wechsel, die sittliche Ordnung in dem scheinbaren Chaos, die ewige Wahrheit im Kampf der Meinungen wahrzunehmen oder auch nur zu ahnen. Die Kraft dazu muß erst durch die Erziehung herangebildet werden. Man begeht einen unverzeihlichen Frevel, wenn man die junge Seele steuerlos in das wilde Meer hinausstößt, in welchem sie vielleicht untergeht oder doch lebenslang ohne Halt umhertreibt. — Es ist ein wohlfeiler Trost, daß Kinder dergleichen nicht verstehen und nicht beachten. Wer kann die dunklen Regungen des Seelenlebens durchschauen? Wer weiß, wo so ein verstreutes Samenkorn einmal aufgeht, wo so ein unbeachteter Funke zur verzehrenden Flamme wird? Und wenn unter zehn Kindern auch nur ein einziges über das Gelesene weiter grübelt und, in vorzeitige Zweifelsqualen verstrickt, den Boden unter den Füßen verliert und mit dem Glauben an Gott und die Menschen zugleich den jugendlichen Frohsinn einbüßt, so geschieht diesem Kinde ein Schaden, den alle guten Bücher der Welt nicht wieder ausgleichen können. Um die

Kinder vor solchem Schaden zu bewahren, sollte man ihnen auch das Lesen der Journale durchaus verbieten. Abgesehen davon, daß das Vielerlei, welches dieselben bieten, zu oberflächlichem, zerstreuten Lesen verführt, sind auch die darin enthaltenen Erzählungen für die Kinder öfter schädlich, als nützlich. Lieber nehme man sich die Mühe, Einzelnes, was für sie besonders angemessen ist, ihnen vorzulesen oder auch zum Lesen in die Hand zu geben, falls man sicher sein kann, daß sie die Erlaubniß nicht überschreiten — was freilich bei wohlerzogenen Kindern nicht zu befürchten sein sollte.

Nach Ausschluß der eigentlich klassischen und der oben charakterisirten Roman- und Novellenliteratur bleibt noch das weite Feld der Jugendschriften übrig, aber selbst hier dürfte eine prüfende Betrachtung nicht überflüssig sein. Sind diese Bücher auch durchgängig den Kindern verständlich und ihrem Inhalt nach gewöhnlich unschädlich, so leiden sie vielfach an einem anderen Fehler. Um nicht unverständlich zu sein, werden sie platt im Inhalt, nachlässig in der Form, und so sind es häufig gerade diese kindlichen Speisen, welche den Magen für die Lebenszeit verderben. Die platte Alltäglichkeit, die sich in vielen Jugenderzählungen breit macht, ist wahrhaft entsetzlich. Daß aber Geschichten, welche den Kindern nur immer ihre eigene enge Welt im nüchternsten Lichte der Wirklichkeit wiederspiegeln, nichts Bildendes haben können, ist einleuchtend, nicht minder, daß Gedanken- und Geschmacklosigkeit durch solche Lektüre nothwendig großgezogen wird. Hierhin gehören die Geschichten, in denen eine flache Moral den mangelnden Geist ersetzen soll. Das Bestreben schlägt natürlich fehl, und kein vernünftiger Mensch wird glauben, daß die Geschichten vom artigen Fritz und vom bösen Karl, vom fleißigen Suschen und von der faulen Auguste einen sittlich erhebenden Einfluß üben können. Andere dieser Bücher suchen durch romanhafte Zuthaten zu wirken und sind doppelt verwerflich, weil sie mit ihrem platten Inhalt alle Schädlichkeit der Romanlektüre verbinden, eine kraftlose Brühe mit beißendem Gewürze.

Was sollen die Kinder nun lesen? Allerdings, wie sich aus dem vorher Gesagten ergiebt, nur, was ihnen verständlich, also einfach in Form und Inhalt ist, aber bei aller Einfachheit muß die Form edel und der Inhalt bedeutend und behaltenswerth sein. Man kann als Maßstab dafür aufstellen, daß ein gutes Kinderbuch auch Erwachsenen noch Interesse einflößen und Genuß gewähren muß. Dazu gehören vor Allem die poetischen Stoffe, die, aus dem Born der Volkspoesie geschöpft, für alle Zeiten Werth und Wirksamkeit erhalten. Da sind die Volksmärchen, deren unerschöpfliche poetische Kraft jedes neue Geschlecht auf's Neue erfährt. Namentlich Grimm's Märchen stehen an schlichter Wahrheit unübertroffen da, während z. B. Musäus' Märchen sich wegen des ironisirenden Tons nicht für Kinder eignen. Daran schließen sich in fast gleicher Vortrefflichkeit Andersen's Märchen. Die morgenländischen Märchen aus „Tausend und eine Nacht" stehen weit hinter den genannten zurück. Sie sind vorwiegend phantastisch und ermangeln der inneren Wahrheit, die unsere deutschen Märchen auszeichnet. Ferner steht das weite Reich der Sagenpoesie den Kindern offen. Die griechischen und deutschen Volkssagen, namentlich die homerischen Epen, die Nibelungen, Gudrun, Reineke Fuchs 2c. und daran anschließend die Volksbücher des Mittelalters sind durch treffliche Bearbeitungen der Jugend zugänglich geworden, ebenso eine Reihe von anderen Stoffen, die in gleicher Weise ewig jung und frisch bleiben und deren poetischer Gehalt durch die schlichteste Form hindurch wirkt. Dazu gehören z. B. die Inhaltserzählungen Shakespeare'scher Dramen, die Bearbeitung des „Don Quixote" u. dgl. m. — Weit entfernt, sich an diesen Stoffen zu übersättigen, werden sie die Kinder vielmehr mit doppeltem Vergnügen in späteren Jahren an der Quelle aufsuchen. Von unverwelklicher Jugendfrische ist auch der Robinson, an dem jedes Kind auf's Neue die Kulturentwickelung der Menschheit erlebt. Nimmt man dazu Reisebeschreibungen, Kulturbilder und geschichtliche Darstellung, die namentlich in biographischer Form den Kindern leicht faßbar sind, so kann von einem Mangel an geeigneter Lektüre nicht wohl die Rede sein. Die eigentlichen Geschichtenbücher sind dabei nicht gut zu entbehren, und können, mäßig genossen, nichts schaden, wenn sie eben einen tüchtigen Inhalt in guter Form darbieten. Um dies aber zu erfahren, bedarf es einer Prüfung, die niemals versäumt werden sollte. Mag immerhin auf dem Titelblatt der Vermerk „für die Jugend" stehen, so ist das noch keine Bürgschaft für die wirkliche Tauglichkeit des Buches, schon deshalb nicht, weil die Naturen verschieden und man einem Kinde geben darf, was man einem andern verweigern muß, auch wenn nicht unter diesem Titel so viel Schlechtes gedruckt würde.

Ueberhaupt sollte man die Kinder niemals, wie doch oft geschieht, Bücher lesen lassen, welche man nicht kennt. Eltern und Erzieher müßten es sich zur strengen Pflicht machen, jedes von den Kindern zu lesende Buch vorher selbst durchzusehen, auch, wenn es irgend möglich ist, den Eindruck des Gelesenen auf die Kinder zu beobachten und durch ein paar Fragen ihre Meinung darüber zu erkunden. Die Mühe ist klein und der Nutzen ist groß; denn die Kinder gewöhnen sich dadurch aufmerksamer zu lesen, sich über das Gelesene ein Urtheil zu bilden, und falsche Vorstellungen können mit wenigen Worten verbessert, schädliche Einflüsse leicht und unmerklich beseitigt werden.

Je sorgfältiger die Lektüre der Kinder geleitet wurde, desto ruhiger kann man sie in späteren Jahren nach eigener Wahl lesen lassen und sicher sein, daß nur das wirklich Gute und Schöne ihnen zusagen wird.

Marie Landmann.

---

* **Einer der letzten Zeugen der klassischen Zeit Weimars,** der Rath Karl Sondershausen, ist am 1. März in Weimar gestorben, nahe an 90 Jahre. Sondershausen war in Weimar geboren; in dem Hause seiner Eltern wohnte der Schauspieler Graf, der erste Darsteller des Wallenstein, dem er oft die güldene Gnadenkette auf die Bühne nachtrug und sie von dort wieder abholte, bis er als Chorschüler selbst auf der Bühne, wie dies damals in Weimar üblich war, in den Dichtungen der großen Dichter mitwirkte und namentlich Göthe oft in's Auge schaute.

* **Die älteste lateinische Inschrift** hat die Académie des Inscriptions zu Paris in ihrer letzten Sitzung beschäftigt. In den antiken Gräbern, welche in Rom im Thale zwischen Quirinal und Viminal liegen, war ein kleines Gefäß von fremdartiger Form, 3½ Zentimeter groß, aus schwärzlichem Thon, gefunden worden, das eine archaistische Inschrift trug. Die Schriftzüge gingen von der Rechten nach der Linken; die Form des Q, die Ersetzung des K durch C, die Anwesenheit des Z, welches zur Zeit des Appius Claudius verschwand, deuteten auf hohes Alterthum. Die Inschrift hat Herr Breal wie folgt zusammengestellt: Joveis at deivos qoi medmitat nei ted endo cosmi u irco sied; ast ted nois io peto ites iai pacari vois. Dzenos med feked en manom einom. Dzenoi ne med malo statod. In lateinischer Uebersetzung heißt das nach dem zitirten Akademiker: Jupiter aut quicumque deus qui me recipiat, ne in tuas manus, peccatorum causa, iste veniat; at, tu velis hoc dono, his precibus pacari a nobis. Dzenos me obtulit in bonam partem, Dzeno igitur ne veniam in malam partem. Oder zu deutsch: „O Jupiter oder jeder andere Gott, dem ich geweiht werde, möge der Todte nicht seiner Sünden halber in deine Hände fallen, sondern geruhe dich versöhnen zu lassen durch diese Spende und durch die Bitten, die wir an dich richten. Dzenos hat mich in guter Absicht geweiht, möge es Dzeno nicht zum Uebel ausschlagen." Das Datum der Inschrift wird auf die Zeit des Appius Claudius zu Anfang des fünften Jahrhunderts vor Christus gesetzt.

* **Ueber eine Mode,** die Nachahmung verdient, wird aus Utica, Newyork, berichtet: Im dortigen Theater begab sich kurz vor Beginn der Vorstellung eine reich gekleidete Dame nach ihrem Platze in den vordersten Reihen des Dreß Circle. Dieselbe trug einen kostbaren Hut von den jetzt üblichen riesigen Dimensionen auf dem Kopfe. Alle Besucher, deren Plätze hinter demjenigen der Dame sich befanden, sagten sich mit Resignation voraus, daß Ihnen für diesmal der Anblick der Bühne völlig verborgen bleiben würde. Kaum aber hatte die Dame Platz genommen, da hing sie den kostbaren Hut an die Lehne des vor ihr befindlichen Sitzes, zog ein schmuckes Häubchen aus der Tasche und schmückte mit solchem den Kopf. Das gesammte Auditorium brach ob solcher liebenswürdigen Rücksicht auf ihre Hinterleute in einen wahren Beifallssturm aus. Das Beispiel der Dame hat — vorläufig nur in Utica — Nachahmung gefunden und es wird von da aus versichert, die Damen sähen in den Häubchen noch viel hübscher aus als in den elegantesten Hüten.

---

* **Aus der Schule.** Lehrer: „Warum dürfen die Krebse nicht Vorbilder für die Schüler sein?" — Schüler (energisch): „Weil sie kneipen!"

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.